

KELLEY ARMSTRONG

NACHT DER
DÄMONIN

MAGISCHER THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Christine Gaspard

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel »Personal Demon«
bei Orbit Books, London

Gerne empfehlen wir Ihnen weiteren spannenden Lesestoff
aus unserem Programm – schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem
Stichwort »Nacht der Dämonin« an: fantasy@droemer-knaur.de

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juli 2011
Copyright © 2008 by Kelley Armstrong
Copyright © 2011 für die deutschsprachige Ausgabe
by Knaur Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50915-9

2 4 5 3 1

*Für meine Schwester Alison.
Deine Unterstützung und unbeirrbare Loyalität waren mir sehr
kostbar, und sie werden höher gewürdigt, als ich mit einem
gewöhnlichen »Danke« vermitteln könnte.*

Hope

Luzifers Tochter

Es hatte in meinem Leben eine Zeit gegeben, da hätte mich die Vorstellung, einen Mann sterben zu sehen, mit blankem Entsetzen erfüllt. Als ich jetzt neben dem Ehrenmal stand und in dem Wissen schauderte, dass der Tod kam, fühlte ich etwas vollkommen anderes.

Nur das Wissen, dass es viel zu spät war, um zu verhindern, was gleich geschehen würde, hielt mich davon ab, eine Warnung zu brüllen, während ich dastand und mich an den kalten Marmor klammerte.

»Hast du das Geld dabei?«, fragte der erste Mann; seine Stimme klang angespannt, die Nervosität vibrierte förmlich in der Luft. Er trug Anzughosen, die ein paar Zentimeter zu lang waren und rings um die zerschrammten Kaufhausloafers den Boden berührten. Die alte Lederjacke war wegen des kalten Märzwinds geschlossen, allerdings verknöpft. Ich stellte mir vor, wie seine Finger gezittert hatten, als er hinausgerannt war zu diesem mitternächtlichen Treffen.

Der zweite Mann war ein Jahrzehnt älter und hatte die Kapuze seines Jogginganzugs dicht um das rotwangige Gesicht zugezogen. Neben ihm keuchte ein Chow-Chow; das Schnaufen erfüllte die Stille, die schwarze Zunge hing heraus, als der Hund an der kurzen Leine zerrte.

»Hast du das Geld dabei?«, wiederholte der jüngere Mann, während er sich zugleich mit einem schnellen Blick im Park umsah. Seine Nervosität hob sich scharf gegen die kalte Rage ab, die von dem zweiten Mann ausging.

»Hast du wirklich gedacht, ich zahle?«

Der ältere Mann stürzte vor. Eine Explosion von Angst, so heftig, dass meine Lider zu flattern begannen. Dann ein Keuchen, erfüllt

von Entsetzen und Schmerz. Chaos rollte über mich hinweg, und das Mondlicht funkelte rot auf der Messerklinge. Der Gestank sich entleerer Eingeweide breitete sich aus, als der jüngere Mann rückwärts gegen einen schütterten Ahorn stolperte. Sekundenlang schwankte er, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt; dann sackte er am Fuß des Baums zusammen.

Der Mörder zog seinen Hund näher heran. Der Chow-Chow tanzte auf der Stelle; sein eigenes Chaos trieb an mir vorbei – Verwirrung, die gegen den Hunger ankämpfte. Der Mann stieß den Kopf des Tieres gegen die Wunde und in das dampfend hervorschießende Blut. Der Hund versuchte es mit einem vorsichtigen Lecken, dann ...

Die Vision riss ab, und ich taumelte und umklammerte das Ehrenmal fester. Eine sekundenlange Pause mit fest zusammengekniffenen Augen. Dann richtete ich mich auf und blinzelte in der hellen Morgensonne.

Am Fuß des Sockels war ein improvisierter Schrein entstanden mit anderswo ausgerissenen Narzissen und Zetteln, auf die »Wir vermissen dich, Brian« und »Ruhe in Frieden, Ryan« gekritzelt war. Diejenigen, die Bryan Mills gut genug gekannt hatten, um seinen Namen richtig zu schreiben, saßen noch fassungslos zu Hause. Die Leute, die sich rings um den Schrein schluchzend in den Armen lagen, hofften ganz einfach darauf, die Aufmerksamkeit einer Fernsehkamera auf sich zu ziehen und ein paar Worte dazu sagen zu dürfen, was für ein wunderbarer Mensch »Ryan« gewesen war.

Als ich einen Bogen um den mit Absperrband gesicherten Schauplatz schlug, kam ich an der Gruppe der Möchtegertrauernden vorbei, und das Geschluchze wurde lauter ... bis sie feststellten, dass ich keine Kamera dabei hatte, woraufhin sie sich wieder ihren dampfenden Kaffeebechern widmeten und sich in der morgendlichen Kälte zusammenscharten.

Sie erkannten mich vielleicht nicht als Reporterin, aber der Polizist, der in meiner Nähe den Schauplatz bewachte, tat es; sein fins-

terer Blick teilte mir mit, dass ich ihn lieber nicht um einen Kommentar bitten sollte. Ich bin mir sicher, mit einem »Hey, ich weiß, wie Ihr Mordopfer umgekommen ist« hätte ich mühelos eine Unterhaltung beginnen können. Aber was hätte ich als Nächstes gesagt?

»Woher ich das weiß? Also, ich hab eine Vision gehabt. Hellseherei? Nein. Ich kann nur die Vergangenheit sehen – ein Talent, das ich von meinem Vater geerbt habe. Eigentlich eher ein Fluch, obwohl er selbst das höchstwahrscheinlich ganz anders sieht. Sie haben vielleicht schon von ihm gehört – Luzifer? Nein, nicht Satan – das ist ein vollkommen anderer Typ. Ich bin eine sogenannte Halbdämonin – ein von einem Dämonen gezeugter Mensch. Die meisten von uns haben irgendeine spezielle Fähigkeit, etwa Feuer, Telekinese oder Teleportation, ohne das dämonische Bedürfnis nach Chaos. Aber ich habe *nur* den Chaoshunger mitbekommen und dazu ein paar Begabungen, die mir helfen, Chaos ausfindig zu machen. Visionen von traumatischen Erfahrungen in der Vergangenheit zum Beispiel, was auch der Grund ist, warum ich weiß, wie das Opfer hier gestorben ist. Und ich kann chaotische Gedanken lesen, etwa den, der Ihnen gerade durch den Kopf geht, Officer. Sie überlegen sich, ob Sie unauffällig einen Krankenwagen rufen oder mich lieber vorher auf dem Boden fixieren sollten, für den Fall, dass meine psychotische Phase in Gewalttätigkeit ausartet.«

Und so blieb ich bei meinem Job – die Neuigkeiten zu notieren, nicht persönlich zu ihnen beizutragen. Ich fand eine geeignete Auskunftsquelle in dem jüngsten der anwesenden Polizisten – frisch polierte Uniformknöpfe und ein Blick, der den Kameras folgte. Seine Schultern strafften sich jedes Mal, wenn eine davon Anstalten machte, in seine Richtung zu schwenken, und sackten wieder ab, wenn die Kamera sich ein anderes Ziel suchte.

Als ich näher kam, glitt sein Blick über mich hin, und er hob den Kopf, um sein kantiges Kinn ins beste Licht zu rücken. Ein Lächeln erschien auf seinen Lippen. Als ich das Notizbuch herausholte,

strahlte das Lächeln förmlich auf, und er tat einen Schritt vorwärts, um mir den Weg abzuschneiden, bevor ich es mir anders überlegte. »Hallo!«, sagte er. »Sie habe ich noch nie gesehen. Neu bei der *Gazette*?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich arbeite für die überregionale Presse.« Seine Augen begannen zu funkeln, als er sich vorstellte, wie sein Name in der *Time* oder in *USA Today* erschien. Ich hatte in solchen Momenten immer ein etwas schlechtes Gewissen. Dabei erschien *True News* wirklich landesweit – es war eine Boulevardzeitung, die in den Supermärkten verkauft wurde.

»Hope Adams«, sagte ich, während ich ihm die Hand hinstreckte.

»Adams?«

»Ja, genau.«

Ich sah, wie er unwillkürlich rot wurde. »Sorry, ich ... äh, ich war mir einfach nicht sicher, ob ich Sie richtig verstanden habe.«

Offenbar entsprach ich nicht dem, was der Polizist sich unter einer »Hope Adams« vorstellte. Meine Mutter war als indische Austauschstudentin an das College gekommen, an dem sie meinen Dad kennengelernt hatte. Aber natürlich war Will Adams nicht mein biologischer Vater, und Halbdämonen erben ihre äußere Erscheinung von ihren Müttern.

Während wir noch Bekanntschaft schlossen, kam plötzlich ein Mann hinter dem Grabmal hervorgetorkelt. Er spähte in alle Richtungen, sein Blick wirkte hektisch hinter den grün getönten Brillengläsern. Als er uns entdeckte, kam er auf uns zu. Ein schwarzer Fingernagel stach in unsere Richtung.

»Sie haben ihn erwischt, richtig?«

Die Hand des Polizisten glitt zum Gürtel. »Sir, ich muss Sie bitten zurückzutreten ...«

»Oder?« Der Mann kam wenige Zentimeter vor dem Polizeibeamten zum Stehen. Er schwankte leicht. »Sonst erschießen Sie mich? So wie Sie ihn erschossen haben? Nehmen mich auch mit? Um mich zu studieren? Zu sezieren? Und dann bestreiten Sie alles?«

»Wenn Sie von dem Opfer sprechen ...«

»Ich rede von dem Werwolf.«

Der Polizist räusperte sich. »Es ... äh, es handelt sich nicht um einen Werwolf. Das Opfer wurde ...«

»Gefressen!« Der Mann beugte sich vor; Speichel sprühte. »Zerrissen und aufgefressen! Überall Spuren. Dieses Mal können Sie das nicht vertuschen.«

»Ein Werwolf?«, fragte eine Frau im Vorbeigehen. Dann kam sie näher. »Das hab ich auch schon gehört.«

Der Polizist schickte ein winziges »Glaubt man das?«-Lächeln in meine Richtung. Ich gab mir alle Mühe, es zu erwidern. Ich glaubte es – dass die Leute glaubten, hier sei ein Werwolf am Werk gewesen. Das war schließlich der Grund dafür, dass *True News* die Frau fürs Abgedrehte geschickt hatte, um der Geschichte nachzugehen. Und was die Werwölfe selbst anging, an die glaubte ich auch – obwohl ich schon vor der Vision gewusst hatte, dass dies keiner von ihren Morden war.

»Tut mir leid«, sagte der Polizist, als er den Verschwörungstheoretiker schließlich losgeworden war.

»Werwölfe? Ich frage mich, wo dieses Gerücht hergekommen ist?«

»Die Teenager, die die Leiche gefunden haben, bekamen einen Riesenschreck, als sie überall die Hundespuren sahen, und sie haben im Netz was von Werwölfen geschrieben. Ich habe keine Ahnung, was der Hund mit der ganzen Mordsache zu tun hat.«

In Gedanken formulierte ich bereits meinen Artikel. *Auf die Frage nach den Werwolfgerüchten musste ein Polizeibeamter am Schauplatz zugeben, dass er für die Kombination aus Menschen- und Hundespuren keine Erklärung hat.* Das ist der Trick, wenn man für eine Boulevardzeitung schreibt: Man nimmt sich die Tatsachen vor und knechtet sie zurecht, deutet an, suggeriert, unterstellt ... So lange niemand dabei ungerechtfertigterweise gedemütigt wird und keine Quellen genannt werden, habe ich keine Probleme damit, meinen Lesern die Unterhaltung zu liefern, die sie wollen.

Auch Karl hätte das Ganze amüsiert. Hätte man mich vor ein paar Monaten auf diese Geschichte angesetzt, hätte ich begierig auf seinen nächsten Anruf gewartet, um dann sofort sagen zu können: »Hey, ich hab hier eine Werwolfgeschichte. Kann ich von dir ein Statement kriegen?« Er hätte irgendeinen bissigen Kommentar abgegeben, und ich hätte mich auf dem Sofa zusammengerollt in Erwartung eines langen Telefongesprächs, hätte mir eingeredet, dass es einfach nur Freundschaft war, dass ich niemals dumm genug sein würde, mich mit Karl Marsten einzulassen. Reiner Selbstbetrug natürlich. In dem Augenblick, in dem ich ihm gestattet hatte, die Grenze zwischen Freundschaft und etwas anderem zu überschreiten, hatte ich mir die Finger verbrannt ... und es war genau so schmerzhaft gewesen, wie ich immer befürchtet hatte.

Ich schob die Erinnerungen an Karl zur Seite und konzentrierte mich auf die Story. Der Polizist hatte gerade etwas über die Identität der Teenager herausgelassen, die die Leiche gefunden hatten – offenbar zwei Mädchen, die in der 7-Eleven-Filiale an der Ecke arbeiteten –, als sich schlagartig Wolken vor die Sonne schoben und den hellen Tag zur Dämmerung machten. Ein Donnerschlag dröhnte, und ich ließ meinen Kugelschreiber fallen. Als der Polizist sich bückte, um ihn aufzuheben, warf ich einen schnellen Blick in die Runde. Niemand sah zum Himmel hinauf oder versuchte hastig ein Dach zu finden. Alle Welt machte gelassen mit dem weiter, was sie gerade tat.

Auch der Polizist redete weiter, aber ich konnte ihn über dem Donnern grollen kaum verstehen. Ich biss die Zähne zusammen und wartete darauf, dass die Vision zu Ende ging. Ein aufziehender Sturm? Möglich, wenn er genug Zerstörungspotenzial hatte, um sich als chaotisch zu qualifizieren. Aber ich vermutete eher, dass die Ursache ein Tempestras war – ein Sturm-Halbdämon. Eine der Nebenwirkungen meiner Gabe war es, dass ich andere Paranormale an ihren chaotischen Kräften erkennen konnte.

Ich warf nochmals einen verstohlenen Blick in die Runde und ent-

deckte eine Person, die ich zuvor nicht bemerkt hatte: einen dunkelhaarigen Mann, mindestens einen Meter neunzig groß, mit dem Körperbau eines Linebacker, den ein maßgeschneiderter Anzug nur notdürftig verbarg.

Er schien zu mir herüberzusehen, aber hinter seiner dunklen Sonnenbrille war dies nicht mit Sicherheit zu sagen. Dann schob er die Brille nach unten. Blassblaue Augen fingen meinen Blick auf, und er senkte zur Begrüßung kurz das Kinn, bevor er zu uns herüberkam.

»Ms. Adams? Auf ein Wort, wenn es Ihnen recht ist?«

Hope

Der Pate

Ich versuchte, mögliche chaotische Schwingungen aufzufangen, und spürte nichts. Nichtsdestoweniger hatte ich, wenn ein riesiger halbdämonischer Fremder mich ein paar hundert Meilen von zu Hause entfernt aufspürte, wahrscheinlich Grund zur Nervosität. »Gehen wir doch da rüber!«

Er deutete zu einem stillen Fleck unter einer Ulme. Als wir sie erreicht hatten, schauderte er und sah hinauf in das dichte Astgewirr.

»Nicht gerade der wärmste Platz hier«, bemerkte er. »Wahrscheinlich ist das der Grund dafür, dass es der einzige ruhige Ort im ganzen Park ist. Keine Sonne.«

»Aber das könnten Sie ja ändern.«

Ich wartete auf den Widerspruch, aber stattdessen bekam ich ein Grinsen, das die Kälte der eisblauen Augen schmelzen ließ.

»Na, das ist mal eine praktische Begabung. Die könnte ich bei meinem Job auch brauchen.«

»Und der ist?«

»Troy Morgan«, sagte er gleichsam als Antwort. »Mein Boss würde gern mit Ihnen reden.«

Bei dem Namen fiel mir auch der Rest wieder ein. Benicio Cortez' persönlicher Leibwächter.

Ich folgte Troys Blickrichtung zu einem Auto, das mit laufendem Motor in fünfzehn Meter Entfernung stand. Ein weißer Geländewagen mit dem Cadillac-Emblem auf den Radkappen. Neben dem Wagen stand ein dunkelhaariger Mann, der als Troys Zwillingbruder hätte durchgehen können. Wenn beide Leibwächter von Benicio Cortez anwesend waren, dann bestand kein Zweifel, wer hinter den getönten Scheiben im Auto saß.

Plötzlich lag mir mein hastig hinuntergeschlungenes Frühstück wie ein Stein im Magen.

»Wenn es um das da geht« – ich schwenkte den Arm in Richtung Mordschauplatz –, »dann können Sie Mr. Cortez sagen, es handelt sich hier nicht um einen Werwolf, und somit ...« Ich unterbrach mich. »Es geht gar nicht um das Werwolfgerücht, oder?«

Troy schüttelte den Kopf. Was aber hätte Benicio Cortez sonst für einen Grund haben können, von Miami her einzufiegen, um mit einem halbdämonischen Niemand zu reden? Den, dass ich ihm etwas schuldete. Jetzt wurde das Bagel in meinem Magen zu Blei.

»Okay«, sagte ich, während ich auf mein Notizbuch zeigte. »Ich bin hier gerade mitten in einer Story, aber ich könnte mich in, sagen wir, einer Stunde mit ihm treffen ...« Ich sah mich nach einem Café um.

»Er muss aber jetzt mit Ihnen reden.«

Troys Stimme war ruhig, geradezu sanft, aber sie hatte einen metallischen Klang, der mir signalisierte, dass ich keine Wahl hatte. Benicio Cortez wollte mit mir reden, und es war Troys Aufgabe, ihm dies zu ermöglichen.

Ich sah zu dem Schauplatz hinüber. »Kann ich noch ein paar Minuten haben? Wenn ich noch mit einem einzigen Zeugen rede, habe ich genug für den Artikel ...«

»Darum wird Mr. Cortez sich kümmern.«

Er berührte mich am Ellbogen; sein Blick hielt meinen fest, mitfühlend, aber unnachgiebig. Als ich mich immer noch sträubte, beugte er sich vor und senkte die Stimme. »Er würde gern im Auto mit Ihnen reden, aber wenn Ihnen ein öffentlicher Ort lieber wäre – das könnte ich arrangieren.«

Ich schüttelte den Kopf, schob das Notizbuch in die Tasche und gab ihm zu verstehen, er solle vorangehen.

Als ich an den Bordstein trat, pflügte ein vorbeifahrendes Auto durch eine Pfütze aus halb geschmolzenem Schnee und schleuder-

te eine Wolke von Matsch zur Seite. Ich machte einen Satz nach hinten, aber sie erwischte mich trotzdem noch; eisige Tropfen sprenkelten meinen Rock und die Strümpfe, rutschten mir an den Beinen hinunter und landeten in meinen Schuhen. Das war es dann wohl gewesen mit dem präsentablen Äußeren.

Ich rieb mir die Arme und redete mir ein, dass die Gänsehaut auf die Dusche zurückging und nicht auf die Furcht vor einer Begegnung mit Benicio Cortez. Ich war in Gesellschaftskreisen aufgewachsen – einen Hauptgeschäftsführer kennenzulernen hätte mich nicht weiter nervös machen sollen. Aber die Cortez Corporation ist nicht einfach irgendein Name aus der Fortune-500-Liste.

Eine »Kabale« sieht nach außen hin aus wie jedes andere multinationale Unternehmen, aber ihre Eigentümer und leitenden Angestellten sind Paranormale, und die spezifischen Fähigkeiten ihrer Mitarbeiter geben ihr einen Vorteil der Konkurrenz gegenüber. Diesen Vorteil nutzt die Kabale zu den verschiedensten Zwecken – von legitimen (dem Schutz ihrer Tresorräume mittels Magierformeln) über ethisch zweifelhafte (schamanische Astralprojektion zum Zweck der Industriespionage) bis zu verabscheuungswürdigen (etwa der Ermordung eines Konkurrenten durch einen teleportierenden Halbdämon).

Ich hatte zwei Jahre lang für die Cortez-Kabale gearbeitet. Unwissentlich. Angeheuert hatte mich Tristan Robard, den ich für einen Repräsentanten des paranormalen Rates gehalten hatte, und er hatte mich auch bei *True News* untergebracht. Meine Aufgabe dort war es, ein Auge auf paranormale Geschichten zu haben, die echten davon herunterzuspielen oder ganz aus der Presse zu halten und alles Beunruhigende dem Rat zu melden. Bald half ich dem Rat auch dabei, Paranormale aufzuspüren, die sich nicht an die Regeln hielten.

Es war eine perfekte Methode gewesen, meinen Hunger nach Chaos zu befriedigen, ohne dass ich ein schlechtes Gewissen zu haben brauchte. Es könnte einem dabei der Ausdruck »zu gut, um

wahr zu sein« einfallen, aber ich war damals in einer sehr üblen Verfassung gewesen: depressiv, wütend, ratlos. Wenn man so weit unten ist und jemand einem die Hand hinstreckt, um einem wieder nach oben zu helfen, dann greift man danach und stellt keine Fragen.

Dann hatte ich meinen bis dahin schwierigsten Auftrag bekommen. Ich sollte bei einer Museumsgala einen werwölfischen Juweliendieb erwischen. Ich war unglaublich stolz auf mich gewesen ... bis der Werwolf, Karl Marsten, mir die rosa Brille von der Nase geschlagen und mir gezeigt hatte, dass ich in Wirklichkeit die ganze Zeit für die Cortez-Kabale gearbeitet hatte. Als wir dem Schlammassel mit Mühe und Not entkommen waren, hatte sich eine sehr unerwartete Partei der Aufräumarbeiten angenommen: Benicio. Es stellte sich heraus, dass meine Tätigkeit eine eigenmächtige und geheime Maßnahme vonseiten Tristans gewesen war und sein Vorgehen gegen Karl ein rein persönlicher Akt. Zur Wiedergutmachung hatte Benicio die Leichen verschwinden lassen und Karl die nötige ärztliche Versorgung verschafft.

Dafür standen wir jetzt in seiner Schuld. Bisher hatte ich mir deshalb nie Gedanken gemacht, denn schließlich war ich ja nicht die alleinige Schuldnerin. Karl war professioneller Dieb und eigentlich in der Lage, mich bei jedem Halbweltauftrag anzuleiten, den Benicio uns übertragen würde.

Aber jetzt war Benicio da, um die Schuld einzutreiben, und Karl war nicht in Reichweite, um mich zu schützen.

Mein Rock machte ein obszönes Quietschgeräusch, als ich mich auf das Lederpolster des Geländewagens schob. Wenn der Mann im Inneren es gehört hatte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken – er streckte lediglich eine Hand aus, um mir zu helfen.

Als die Tür geschlossen wurde, verstummte das Dröhnen des morgendlichen Berufsverkehrs. Nur murmelnder Calypso-Jazz war noch zu hören, so leise, dass ich mir Mühe geben musste, die Musik

auch nur wahrzunehmen. Auch der Geruch nach Auspuffgas war wie ausgelöscht; stattdessen roch ich kalten Rauch.

»Zigarre«, erklärte der Mann, als er mein unwillkürliches Nase-rümpfen bemerkte. »Kubanisch, wobei der Preis den Geruch nicht angenehmer macht. Ich habe einen Nichtraucherwagen angefordert, aber bei den besseren Leihwagen bilden die Leute sich ein, wenn sie nur genug zahlen, können sie tun, was sie wollen.«

Benicio Cortez. Er hatte wenig Ähnlichkeit mit dem einzigen anderen Cortez, den ich kannte: seinem jüngsten Sohn Lucas. Benicio war über sechzig, wahrscheinlich nicht über einen Meter fünfund-siebzig groß, untersetzt und mit einem breiten Gesicht. Nur die Augen erinnerten mich an seinen Sohn – es waren schöne Augen, groß und dunkel. Der Typ Mann, den man ohne weiteres bitten würde, einem kurz die Handtasche zu halten oder den kleinen Sohn zum Herrenklo zu begleiten. Ich möchte wetten, dieser Eindruck konnte sehr nützlich sein, wenn er einem erklärte, wie gut er verstehen könne, dass man den seit drei Generationen in der Familie befindlichen Betrieb nicht verkaufen wolle ... während er zugleich einem Feuer-dämon die Nachricht schickte, er möge den Laden bitte abfackeln, bevor die Besitzer von dem Geschäftsessen zurückkamen.

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir fahren?«, fragte er. »Wenn wir noch lang hier stehen bleiben, werde ich versuchen müssen, mich um einen saftigen Strafzettel herumzureden.«

Ich war mir sicher, dass Benicio Cortez mehr als genug Bargeld dabei hatte, um den Strafzettel zu bezahlen. Nun könnte man an-führen, dass kein Paranormaler gern mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht als unbedingt nötig, aber ich hatte den Verdacht, dass er meine Nerven testen wollte ... oder vielleicht auch meine Naivi-tät – herausfinden, ob ich mich von ihm auf eine Fahrt mit unbe-kanntem Ziel mitnehmen lassen würde.

Ich sagte: »Wenn Sie an der Ampel links abbiegen, stoßen Sie auf eine Baustelle, dort können Sie in aller Gemächlichkeit um den Block fahren.«

»Wunderbar. Danke.«

Ein Knopfdruck, und die Trennscheibe glitt summend nach unten. Als Benicio dem Fahrer Bescheid sagte, öffnete sich die Beifahrertür, und Troy stieg ein. Der zweite Leibwächter blieb zurück, wie um den Halteplatz seines Arbeitgebers zu bewachen.

Benicio fuhr die Scheibe wieder hoch, griff zwischen die Sitze und holte eine Thermosflasche heraus.

»Noch ein Nachteil der Leihwagen«, sagte er. »Keine Getränke im Auto. Ich fürchte, ich bin verwöhnt. Ich habe dies im Jet brauen lassen und kann Ihnen versichern, er ist ausgezeichnet, auch wenn der Behälter vielleicht wenig einladend aussieht.« Ein etwas schiefes Lächeln, als er die zerbeulte militärgrüne Thermosflasche hob. »Hässlich, aber sie erfüllt ihren Zweck besser als jede andere, die ich gesehen habe.«

Der Vakuumverschluss knackte; duftender Dampf breitete sich im Auto aus.

»Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich Sie bei der Arbeit unterbrochen habe.« Er reichte mir einen weißen Porzellanbecher.

»Es war kein Ratsprojekt, oder? Meine Schwiegertochter wäre gar nicht begeistert.« Lucas war mit Paige Winterbourne verheiratet, der Hexendelegierten des paranormalen Rates.

»Ich war nicht für den Rat dort«, antwortete ich. »Aber der Rat wird einen Bericht haben wollen, und mein Herausgeber will einen Artikel; ich muss also wieder hin, bevor meine Quellen sich davongemacht haben.«

Er füllte meinen Becher und goss sich selbst Kaffee nach.

»Ich fühle mich immer noch verantwortlich für die Schwierigkeiten, die Sie und Karl mit Tristan hatten«, sagte er schließlich. »Ich hätte über seine Aktivitäten Bescheid wissen sollen. Als Entschädigung möchte ich Ihnen und Karl eine Tätigkeit anbieten – eine vorübergehende selbstverständlich –, die Ihren Talenten in ungewöhnlichem Maß entgegenkommt. Natürlich würde diese Tätigkeit honoriert werden, und ich glaube, sie würde Ihnen zugleich

sehr wertvolle Kenntnisse vermitteln, die Sie bei Ihrer Arbeit für den Rat brauchen können. Ich hatte gehofft, zuerst mit Karl zu sprechen, aber ich weiß nicht, wie ich ihn kontaktieren kann.«

Sein Blick richtete sich auf mich.

»Ich habe seine Nummer auch nicht«, log ich und fügte dann etwas hinzu, das der Wahrheit entsprach. »Aber er ist sowieso in Europa. Auf unbestimmte Zeit.«

»Unbestimmt?«

»Hat er jedenfalls gesagt.«

»Wie lästig.« Er trank einen langen Schluck Kaffee. »Haben Sie Erfahrung damit, in Straßengangs zu ermitteln, Hope?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Aber Sie verstehen sicherlich das Prinzip – Gruppen von jungen Leuten in einem Alter, in dem sie das Bedürfnis nach Zugehörigkeit haben und ihre Macht erproben wollen. Als junge Paranormale haben Sie vermutlich ein gewisses Verständnis dafür, wie das ist.«

Ich sagte nichts und wartete stattdessen darauf, dass er zur Sache kam.

»Wir erziehen unsere Kinder dazu, ihre Kräfte zu verbergen und sich in die menschliche Gesellschaft einzufügen, was ihnen nicht immer leicht fällt. Manche schließen sich zu kriminellen Banden zusammen – meist sind es Jungen und junge Männer, vom Teenageralter bis etwa Mitte zwanzig, dem Alter, in dem ihre Kräfte sich voll entwickelt haben. Sie sind besser organisiert als menschliche Gangs – zielgerichteter und weniger auf beiläufige Gewalttätigkeit aus, obwohl sie Gewalt durchaus einsetzen, um ihre Ziele zu erreichen.«

Es hörte sich an wie die Jugendorganisation einer Kabale.

»Diese Gangs tauchen vor allem in Kabalenstädten auf, weil die Konzentration von Paranormalen dort höher ist und weil sie wissen, dass wir ihre Aktivitäten ein Stück weit decken, um uns selbst zu schützen. Wir könnten diese Gruppen auflösen, aber wir sind zu

dem Schluss gekommen, dass es vernünftiger ist, sie unter Aufsicht gewähren zu lassen. Sie können ihre rebellische Phase ausleben, und wenn sie sich später dann nach einer Stelle umsehen ...«

»Sind die Kabalen in Reichweite.«

Er nickte. »Das Problem dabei ist, gelegentlich geht *ihnen* die Geduld mit *uns* aus. Eine bestimmte Gang – eine außergewöhnlich gut organisierte Gruppe in Miami – hat in letzter Zeit für Unruhe gesorgt. Ich muss herausfinden, was sie vorhaben.«

»Und deshalb wollen Sie sie infiltrieren lassen. Sie brauchen einen jungen Paranormalen mit Erfahrung in der verdeckten Arbeit und zugleich ein in unserer Gemeinschaft noch unbekanntes Gesicht. Und dafür käme ich in Frage.«

Noch während ich sprach, spürte ich, wie mein Herzschlag schneller wurde bei dem Gedanken daran, wie man es anstellen könnte, wie viel ich lernen würde, wie viel Spaß ich haben würde. Und diese letzte Überlegung veranlasste mich, instinktiv auf die Bremse zu treten. Ich stellte mir hier gerade vor, wie es sein würde, all das kriminelle Chaos zu genießen, auf vollkommen untadelige Art, denn hey, ich führte schließlich nur einen Auftrag aus, beglich meine Schulden, half vielleicht sogar dabei, eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen der Gang und der Kabale zu verhindern ...

Wenn ich jedoch schuldfreies Chaos wollte, würde ich bei meiner Arbeit für den Rat bleiben müssen. Dort wusste ich, dass ich für die richtige Seite arbeitete.

»Ich habe noch nie wirklich undercover gearbeitet«, sagte ich.

»Wahrscheinlich könnte ich eine Kandidatin für eine Gang nicht mal *spielen*. Mein persönlicher Hintergrund ...«

»Ich kenne Ihren persönlichen Hintergrund, Hope, und wir würden ihn natürlich berücksichtigen. Sie würden eine Variante Ihrer selbst spielen. Mit Karls Unterstützung könnten Sie dies ohne weiteres durchziehen.«

»Ich verstehe noch nicht so ganz, welche Rolle Karl bei alledem

spielen würde. Er geht mit Sicherheit nicht mehr als Collegestudent durch.«

»Nein, aber er könnte Sie schützen.«

»Ich kann chaotische Gedanken lesen. Ich habe vielleicht keine Werwolfkräfte, aber wenn jemand vorhat, gleich eine Schusswaffe auf mich zu richten, dann merke ich es.«

»Sie würden vielleicht einmal in ein Büro oder eine Wohnung einbrechen müssen ...«

»Die Grundlagen hat Karl mir beigebracht.«

Benicio lehnte sich in seinem Sitz zurück. »Vielleicht würden Sie ihn dann also gar nicht brauchen. Das würde die Sache mit Sicherheit einfacher machen. Ich verliere ungern die Zeit, die nötig wäre, ihn zu finden und zurückzuholen.«

»Nein, ich ... ich habe damit nicht gemeint, dass ich es machen will.«

Benicio zog beide Augenbrauen hoch, als wollte er fragen: Was haben Sie denn dann gemeint? Die Ausflüchte lagen mir bereits auf der Zunge, aber der Dämon in meinem Blut flüsterte: »Warum nicht? Du schuldest ihm was. Bring's hinter dich.«

Ich stellte das Gefäß in den Becherhalter. »Nein. Es tut mir leid. Ich bin sehr geschmeichelt, dass Sie mich dafür in Betracht ziehen, aber es sieht so aus, als bräuchten Sie Ihre Agentin gleich jetzt und hier, aber ich habe nächste Woche eine Weiterbildung anstehen ...«

»Bis dahin wären Sie wieder zu Hause. Wir fliegen jetzt gleich nach Miami, Sie machen die Initiationsprüfung heute Nachmittag und sind heute Abend Mitglied der Gang.«

Heute Abend Mitglied ... Ich leckte mir über die trockenen Lippen; dann schluckte ich und brachte ein Auflachen zustande.

»Heute? Damit ist die Sache leider entschieden. Ich kann heute unmöglich weg. Heute Abend soll ich wieder in Philly sein mit meiner Story ...«

Mein Blick fiel auf einen Laster, der uns überholte. Wir waren auf einer vierspürigen Hauptstraße.

»Wo sind wir? Ich habe gesagt, einmal um den Block ...«

»Mein Fahrer nimmt eine längere Route, damit wir etwas mehr Zeit zum Reden haben.«

Ich zögerte, aber schließlich hatte er seinen zweiten Leibwächter beim Park zurückgelassen, was wahrscheinlich bedeutete, dass er mich in diesem Moment nicht gerade kidnappte.

»Was Ihren Artikel angeht«, sagte Benicio, »so habe ich bereits meine Leute drangesetzt. Sie werden Ihnen alles liefern, was Sie brauchen, um ihn zu schreiben. Danach können Sie bei *True News* anrufen und ihnen sagen, dass Sie im gleichen Zusammenhang einer größeren Story auf der Spur sind – für die ich Ihnen ebenfalls das Material liefern kann.«

Ich zupfte an meinem durchweichten Rocksäum herum und sagte nichts.

»Und was Karl betrifft«, fuhr er fort, »steht es Ihnen frei, diesen Auftrag ohne ihn zu erledigen. Aber ich bestehe darauf, Lucas und Paige zu benachrichtigen, sodass Sie mit ihnen reden und alle Bedenken zur Sprache bringen können, die Sie möglicherweise haben. Ich arrangiere dies nicht hinter dem Rücken meines Sohns. Wenn er nach Miami kommen und das Projekt selbst beaufsichtigen will, wäre er mir sehr willkommen.«

Mir gingen die Ausflüchte aus. Ich hätte ganz einfach sagen sollen: Tut mir leid, aber ich will den Auftrag nicht. Aber ich brachte die Lüge nicht über die Lippen.

Ganz gleich wie Benicio es formulierte, ich schuldete ihm etwas – und auch wenn er selbst niemals von einer Schuld sprechen würde, es lieferte ihm eine Entschuldigung, mir weiterhin »Angebote« zu machen. Dies würde mir die ideale Gelegenheit bieten, die Verpflichtung loszuwerden, die wie eine schwarze Wolke über mir hing. Eine Woche oder weniger, ab sofort; für alle Eventualitäten war vorgesorgt, und Lucas und Paige waren dabei, was mir die Gewissheit gab, dass die Sache rechtens war. Und ich würde auf diese Art nicht nur meine Verbindung zu Benicio loswerden, sondern

auch das Letzte, was mich mit Karl verband – die gemeinsame Verpflichtung Benicio gegenüber.

Zudem würde es mir die Gelegenheit liefern, die ich brauchte, um mich selbst auf die Probe zu stellen. Vor einem Jahr hatte ich eine Erfahrung gemacht, die mir immer noch Alpträume verursachte. Ich war in eine Situation geraten, in der das Chaos nur so brandete; ich hatte eine Freundin in Gefahr gesehen, und eine Sekunde lang hatte ich das Bedürfnis verspürt, mich einfach herauszuhalten und die Situation zu genießen. Ich musste meine Grenzen kennenlernen und sie erweitern, lernen, wie ich mit ihnen umgehen konnte. Ich wandte mich Benicio zu. »Ich mach's.«

Lucas

1

Manchen Leuten ist nicht mehr zu helfen. Sie haben sich selbst eine Grube gegraben, bei der kein Seil mehr lang genug ist, um sie herauszuziehen, und in solchen Fällen muss ich sagen: »Es tut mir leid. Es gibt nichts, das ich da tun könnte.«

Ich hatte die Akte des Schamanen auf dem Schreibtisch liegen, seine Telefonnummer stand darauf, ich konnte ihm also mitteilen, dass ich ihn in seiner Auseinandersetzung mit der Nast-Kabale nicht vertreten würde. Aber ich verabscheute es, nein zu sagen, und so sortierte ich stattdessen Büroklammern. Ich sortierte sie erst der Größe und dann der Farbe nach, während ich auf das Klicken von Paiges Tastatur lauschte, das von der anderen Seite der Trennwand her zu mir herüberdrang.

Warum hatten wir eigentlich so viele verschiedene Büroklammern, obwohl der größte Teil der Schreibarbeit elektronisch erledigt wurde? Lag es einfach daran, dass ein Büro ohne Büroklammern undenkbar war? Oder dienten sie einem höheren Zweck – ein Spielzeug, mit dem man sich beschäftigen konnte, wenn man eigentlich hätte arbeiten sollen?

Ich wischte die Klammern zur Seite. Die Sache hinauszuschieben würde sie nicht einfacher machen.

Als ich gerade nach dem Telefon griff, leuchtete das Lämpchen für den externen Anschluss auf. Rettung in letzter Minute – das Klingeln hallte zwei Mal durch den stillen Flur, bevor ich ein verschlafenes »Guten Morgen. Cortez-Winterbourne Investigations« zu hören bekam. Savannah, unsere achtzehnjährige Pflege Tochter und zeitweise Büroassistentin.

Ich wartete darauf, dass entweder mein Apparat oder der von Paige zu klingeln begann, aber das Lämpchen blinkte weiter. Wenn es für

Adam war, dann müsste Savannah mittlerweile klar sein, dass er nicht da war. Wenn wir nicht gerade etwas Aufregendes zu erledigen hatten, tauchte er nicht vor halb zehn auf.

Savannah erschien in der Tür. »Der Anruf ist für Sie, Sir«, sagte sie mit einem Knicks.

Ein tiefer Seufzer flatterte von der anderen Seite der Trennwand herüber.

»Hey, er hat gesagt, ich müsste meinen Sekretärinnenpflichten in einem ›förmlicheren‹ Stil nachkommen.«

»Er hat ›Geschäftsstil‹ gesagt«, antwortete Paiges körperlose Stimme.

»Irgend so was halt.«

Savannah kam auf mich zugestieft und setzte sich auf die Schreibtischkante, wobei sie sich den Rock über die Knie hochschlug. Es war ein schwieriges Unterfangen gewesen, sie aus ihren Jeans herauszubekommen, aber die Eitelkeit hatte gesiegt, als ihr aufgegangen war, dass die Bürokleidung ihr stand. Mittlerweile fühlte sie sich wohl in den Sachen und in ihrer Rolle. Zu sehr, wie wir fürchteten.

Als Savannah beschlossen hatte, sich nach der Highschool ein Jahr freizunehmen und für uns zu arbeiten, waren wir davon ausgegangen, dass sie sich begeistert fürs College entscheiden würde, sobald sie erlebt hatte, wie langweilig der Büroalltag sein konnte. Aber der Abgabetermin für die Bewerbung rückte näher, und die Formulare lagen unberührt auf ihrer Kommode.

Als ich nach dem Hörer griff, sagte sie: »Übrigens, es ist dein Dad.« Mein Magen vollführte den vertrauten Purzelbaum. Paige spähte um die Trennwand herum, grüne Augen und ein skeptischer Mund, gerahmt von langem dunklem Haar. Sie scheuchte Savannah in den Gang hinaus, folgte ihr und schloss die Tür hinter sich. Beider Schritte entfernten sich den Flur entlang, bis ich mit dem Summen des Computers und dem blinkenden Lämpchen allein war.

Ich griff nach dem Wasserglas und trank einen großen Schluck.

Das Wasser war von gestern – lauwarm und abgestanden. Ich nahm einen zweiten Schluck und ging dann ans Telefon. »Guten Morgen, Papá.«

»Lucas. Dies ist doch nicht zu früh, oder?«

»Ich bin schon seit acht da.«

»Gut, gut. Wie geht es Paige?«

Und in diesem Stil ging es noch fünf Minuten lang weiter. Wie ging es Paige? Wie ging es Savannah? Wie gingen die Geschäfte? Bewährte sich das neue Büro? Ich hatte keinerlei Einwände dagegen, Konversation mit meinem Vater zu machen, aber ich wusste genau, dass dies lediglich die Einleitung zu etwas weniger Erfreulichem war. Er hatte um Punkt neun Uhr pazifischer Zeit angerufen – zur frühesten vertretbaren Uhrzeit. Das konnte bedeuten, dass es wichtig war, oder lediglich, dass er bei mir diesen Eindruck erwecken wollte. Bei meinem Vater war beides gleich wahrscheinlich, und beides bot Anlass zur Besorgnis.

»Der Grund für den Anruf ...«, begann er schließlich.

»Ja, Papá?«

»Es geht um Hope Adams. Ich habe ihr einen einwöchigen Arbeitsauftrag angeboten – sie soll sich eine ortsansässige Gang ansehen – und sie hat angenommen.«

Er sprach weiter, erklärte die genauen Umstände in sehr viel mehr Details, als notwendig waren, sorgte dafür, dass die eigentliche Botschaft ankam: Er wolle nichts vor mir verbergen, was höchstwahrscheinlich bedeutete, dass er es tat.

»Hat dies etwas mit dem Gefallen zu tun, den Hope und Karl dir schulden?«, erkundigte ich mich.

»Sie schulden mir absolut nichts, Lucas. Ich habe das schon einmal gesagt. Dies ist ein eigenständiges Projekt.«

»Und Hope fühlt sich in keiner Weise verpflichtet oder unter Druck gesetzt?«

»Nicht im Geringsten. Sie sitzt mit mir hier im Flugzeug. Wenn du möchtest, kannst du gern mit ihr reden.«

Ich schnippte eine vereinzelt Büroklammer auf den Haufen zurück. »Das Ganze klingt sehr plötzlich. Ich habe gar nichts von rebellionsversuchen unabhängiger Gangs gehört.«

»Es ist bisher eine kleine Organisation, aber sie sind da, und dies ist ein Problem, das man am besten im Keim erstickt.«

»Vor allem dann, wenn dieses Im-Keim-Ersticken zugleich eine Gelegenheit darstellt, eine junge Expisco-Halbdämonin unter die Lupe zu nehmen, ihre Kräfte kennenzulernen und ihr die Vorteile einer Kabalenanstellung nahezubringen?«

Er lachte. »Ich werde jetzt nicht behaupten, dass ich Hope nicht liebend gern einstellen würde. Aber ich werde mich hüten, sie dem Rat abspenstig machen zu wollen.«

»Vielleicht solltest du dann besser mit Paige reden. Sie ist die Delegierte, also ist sie auch diejenige, die in diesem Fall informiert werden ...«

»Das ist genau das, was du hoffentlich tun wirst.«

Es gab keinen Grund, dies über mich zu erledigen – sein Verhältnis zu Paige war sogar sehr gut. Was wollte er also wirklich?

»Machst du dir Sorgen wegen diesem Job, Lucas?«, fragte er nach einer kurzen Pause.

»Ehrlich gesagt, ja. Hope ist eine fähige junge Frau, aber dies könnte sich zu einer gefährlichen Situation auswachsen, vor allem wenn sie ohne Karls Rückhalt arbeitet.«

»Karl dabeizuhaben wäre natürlich ideal gewesen, aber er ist nicht greifbar, also ...« Er machte eine Pause. »Ich weiß. Warum kommt ihr nicht einfach nach Miami, Paige und du? Erledigt das, was ihr heute zu erledigen habt, und ich schicke euch heute Abend den Jet. Dann könnt ihr Hope unterstützen und direkt ein Auge auf die Dinge haben.«

Ich rieb mir den Nasenrücken und schob zugleich die Brille nach oben. Ich war geradewegs hineingelaufen.

Mein Vater hatte derlei schon bei früheren Gelegenheiten getan – anrufen und mir einen Fall präsentiert, dem meine Beteiligung

hätte »zugutekommen« können. Und wenn ich mich darauf einließ, würde er mich während meines Aufenthalts in Miami pausenlos drängen, an Vorstandssitzungen teilzunehmen, ihn zu Abendessen mit Geschäftspartnern zu begleiten, meine Meinung über die neuesten Änderungen in der Organisationsstruktur abzugeben ... alles, um mich in das Kabalendasein zu integrieren.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte ich. »Du wirst ihr ja sicherlich einen direkten Zugang zur Sicherheitsabteilung der Kabale geben. Ich kann ihre Arbeit auch von hier aus verfolgen.«

»Für den Fall, dass du es dir noch anders überlegst ...«

»Sage ich dir Bescheid. Und wenn du mir einen Moment geben könntest, damit ich Paige dazuholen kann – wir würden wirklich gern mit Hope reden.«